

## Gastkolumne

## Auf dem Campus tobt das Leben

Im sogenannten Mobbingfall an der ETH zeigen sich Mechanismen, die ein Roman bereits vor Jahren glänzend beschrieben hat



Katja Rost

Diese Woche stiess ich beim Stöbern auf die Verfilmung des 1995 erschienenen Universitätsromans «Der Campus» von Dietrich Schwanitz. Das Buch war bei uns Soziologen in Leipzig damals der Renner. Nicht nur weil zwei unserer Dozierenden aus Hamburg kamen, wo der Roman spielt, sondern auch weil es sich um eine soziologische Glanzleistung handelt. Schwanitz zeichnet in seinem Buch ein satirisch überspitztes Bild von Intrigen und Vetterwirtschaft an der Universität und schildert, wie der Vorwurf des sexuellen Missbrauchs am Arbeitsplatz die Karriere eines angesehenen Soziologieprofessors vernichtet. Im Hintergrund keimt der Feminismus auf, an den Universitäten gibt es Frauenbeauftragte, und die Positionsinhaber haben Angst vor politisch unkorrektem Verhalten. Das Drama verläuft in drei Akten.

Akt 1: Der Professor und die Studentin haben eine Affäre. In der Theatergruppe der Studentin kommt es zum Vorwurf des sexuellen Missbrauchs. Der kurz vor der Wiederwahl und damit politisch stark unter Druck stehende Universitätspräsident, sieht sich gezwungen, den Fall aufzugreifen. Natürlich in Diskretion.

Akt 2: Universitätsinterne Kreise erfahren vom politisch brisanten Vorwurf und nutzen diesen gekonnt für eigene Karrierevorteile.

Sie instrumentalisieren die Presse. Ein ehrgeiziger Journalist bauscht die Affäre zum «Vergewaltigungsfall» auf und macht eine Enthüllungsgeschichte daraus.

Akt 3: Die Sache entgleist den Protagonisten. Bald stehen nicht mehr Aufklärung und moralische Motive im Vordergrund, sondern egoistisches Kalkül. Die Romanfiguren werden getrieben von der Angst vor Positionen- und Gesichtsverlust, von Karriere-motiven oder von vorausseilendem Gehorsam gegenüber allgemein akzeptierten gesellschaftlichen Normen. Am Ende verlieren sowohl Professor wie Studentin und Universität: der Professor seine Reputation und Stelle, die Studentin die Lebens- und Berufsperspektiven und die Universität ihre Glaubwürdigkeit.

Das Buch ist auch deswegen eine Glanzleistung, weil nach der Lektüre Akt 4 folgt: Die Leser teilen sich in zwei unversöhnliche Lager. Während das eine Lager den Roman als ironische Illustration der gesinnungsorientierten Machtpolitik in Organisationen feiert, sieht das andere Lager den Roman als unkritisches Werk, das emanzipatorische Bestrebungen der Lächerlichkeit preisgibt. Je nach Auslegungsart tauschen die Protagonisten die Rollen: Opfer werden zu Tätern, und umgekehrt.

Es ist höchst unglücklich, wenn ein gesellschaftliches Klima politischer Korrektheit auf die Machtinteressen in Organisationen trifft. Dies ist die Quintessenz von Schwanitz' Roman. Fakten werden dann variabel angelegt – je nach Gesinnungsposition. Als Folge davon verwandeln sich Organisationen in totalitäre Systeme, in denen sich Menschen misstrauen, bekämpfen und mundtot machen. So geschehen im sogenannten Mobbingfall an der ETH. Die Vorkommnisse



Es ist höchst unglücklich, wenn ein gesellschaftliches Klima politischer Korrektheit auf die Machtinteressen in Organisationen trifft.

toppen sogar Schwanitz' Vorlage. Die Protagonisten müssen sich zwischen zwei diskriminierten und miteinander verfeindeten Gruppen entscheiden. Wer die gemobbten Doktoranden unterstützt, stellt sich automatisch gegen die vorverurteilte Professorin. Das ist fatal. Besonders für Frauen. Weil Frauen an der ETH nach wie vor eine Minderheit darstellen, sollten diese möglichst geschlossen auftreten, um ihre Interessen vertreten zu können.

Es ist offensichtlich, dass dieser Fall niemandem nützt. Doktoranden, Professorin und ETH erleiden einen irreversiblen Reputationsschaden. Die Emanzipation verliert an institutionellem Rückhalt und Glaubwürdigkeit. Die Doktorierenden verlieren, da man ihnen künftig misstraut. Die Professoren verlieren, weil Kontrollen und Reglementierungen zunehmen. Die Öffentlichkeit verliert, da sie künftig nur noch mit Informationshappen abgespeist werden wird.

Auch in Organisationen tobt das Leben: Es gibt heftige Kämpfe und heimliche Mauseheleien. Zusammengehalten werden sie durch Bündnisse und Koalitionen. Wenn sich Letztere aber spalten, zerfällt die Organisation. In einer gespaltenen Organisation gibt es nicht die eine Wahrheit. Und selbst wenn es so wäre, hilft diese eine Wahrheit nicht dabei, die Organisation wieder zusammenzukleben. Helfen würde nur, dass sich die Beteiligten die Hand reichen und geschlossen nach vorn blicken. So verliert keiner das Gesicht. Und die Organisation wird den Skandal unbeschadet und mit Grösse überstehen. Für einen humoristischeren Zugang empfehle ich den Roman «Der Campus».

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

## Medienkritik

## Nichts ist so real wie gute Fiktion



Stephan Klapproth

Die Anfangsszene des TV-Zweitellers «Eden» (ARD, am 8. und 15. Mai, 20 Uhr 15) habe ich einmal selbst erlebt. Man liegt an einem griechischen Strand, und aus dem blauen Nichts platzt dir in einem erbärmlichen Gummiboot die Flüchtlingskrise vors Badetuch. Man kneift die Augen zusammen und begreift: Das ist kein Beitrag der «Tagesschau», das sind echte Menschen, die über meine Strandlatschen ins Inselinnere fliehen. Später verteilen wir an der heissen Landstrasse Mineralwasser, bedauern die Flüchtlinge und das Ende unserer Ferienidylle und dachten: Eine solche Kollision zweier Welten kann das Fernsehen nie einfangen.

Kann es doch. Und erst noch spannend wie ein «Tatort» und tiefgründig wie eine «Sternstunde Philosophie». Ein Flüchtlingssepos wird zum Quotenrenner, der am Sendetag nur gerade von einem Quiz mit Johannes Kerner überholt wurde.

Der Trick der genialen Koproduktion von Arte und ARD ist alt wie die Menschheit: Menschen lieben Geschichten - von anderen Menschen. Mit mehr Ortsprünge den Globus rauf und runter als im durchschnittlichen James-Bond-Film zittern wir mit dem 16-jährigen Nigerianer Amare und seinem Bruder, der früh auf der Flucht unkommt. Verstehen mehr beim netten Lehrerpärchen Henning in Mannheim mit ihrem genervten Florian, 15, in dessen Schlagzeugkeller sie einen mysteriösen Flüchtling aus Syrien einquartiert haben. Die geheimnisvolle Französin in Brüssel, die schweinschen Schlepper und der syrische Kollaborateur sind da noch gar nicht aufgetreten...

«Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen», sagte einst Max Frisch. Die Flüchtlinge haben wir nicht einmal gerufen. Die fiktive Kurserie «Eden» zeigt: Erst wenn das politische Reizwort «Flüchtlinge» Geschichten in uns weckt, verstehen wir, was in diesen Menschen vorgeht. Und in uns auch.

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

## NZZ am Sonntag

## Bundesanwaltschaft

Michael Lauber schadet sich mit unbedachten Rundumschlägen

Bundesanwalt Michael Lauber hat zwei Probleme. Das eine ist das Disziplinarverfahren, das die Aufsichtsbehörde gegen ihn eingeleitet hat. Das zweite ist sein eigenes Verhalten. Er sprach diese Woche von einem «Angriff auf die Unabhängigkeit der Bundesanwaltschaft». Wer solch gravierende Vorwürfe in die Welt setzt, sollte sie begründen - vor allem in Laubers Position. Der Bundesanwalt schaffte es aber in mehreren Anläufen nicht, darzulegen, wie die Unabhängigkeit seiner Behörde beschnitten wird. Dass Laubers informelle Treffen mit Fifa-Chef Infantino überprüft werden, daran gibt es nichts auszusetzen. Es ist noch immer schleierhaft, warum sich alle Beteiligten an eine Besprechung in einem Berner Hotel partout nicht erinnern. Die völlig überzogene Reaktion Laubers auf die Disziplinaruntersuchung hat damit zu tun, dass die Aufsichtsbehörde ihm gegenüber bisher zahm war. In den vergangenen acht Jahren hörte man kaum etwas von ihr. Seit sie von Hanspeter Uster geleitet wird, ist das anders. Lauber bleibt nichts anderes, als dies hinzunehmen. Dass er sich verteidigt gegen erhobene Vorwürfe, ist sein Recht. Seine unbedachten Rundumschläge schaden aber der Bundesanwaltschaft. Und sie bessern seine Aussicht auf eine Wiederwahl an der Spitze der obersten Ermittlungsbehörde nicht. *Francesco Benini*

## Iran

Ein diplomatischer Fall für die Schweiz

Es wäre so einfach. Die Schweizer Botschaft in Teheran, welche die diplomatischen Dienste der USA vertritt, hat jetzt die Telefonnummer, wie CNN berichtet. Die Telefonnummer von Donald Trump. Nun könnte der iranische Präsident Hassan Rohani bloss den Hörer in die Hand nehmen und die Krise zwischen Iran und den USA beenden - oder wie sich der US-Präsident ausdrückte: einen fairen Deal aushandeln. Allein, so einfach geht das nicht. Denn Trump will Rohani vor allem mit maximalem Druck zu Konzessionen zwingen: mit Flugzeugträgern, B-52-Bombern, Kriegsschiffen und mit extrem harten Sanktionen. Das ist so, als würde man jemandem mit entschierter Schrotflinte bedeuten: Willst Du jetzt endlich einen fairen Deal? So mag man in der New Yorker Immobilienszene einen Konkurrenten in die Knie zwingen. Die Islamische Republik wird darauf nicht eingehen. Weder Trump noch Rohani mögen tatsächlich an einem Krieg interessiert sein, doch sie gehen das Risiko ein, dass einer ausbricht - etwa durch einen Zwischenfall im Persischen Golf. Die Lage ist gefährlich. Es wäre höchste Zeit, dass sich beide Seiten wieder auf Diplomatie konzentrieren. Die Schweizer würden sicher gerne dabei helfen. *Gordana Mijak*

## Nationalrat

Arbeitsbeschaffung in Bern

Diese Woche hat der Nationalrat eine Sondersession abgehalten. Sondersessionen sind zusätzliche Sitzungen, die dazu dienen sollen, den Pendenzenberg des Parlaments abzubauen. Leider ist das dem Nationalrat nur halbwegs geglückt. Er hat zwar unter anderem das Versicherungsvertragsgesetz und das Jagdgesetz abgehandelt - der Pendenzenberg ist in den drei Tagen trotzdem eher gewachsen als kleiner geworden. Und daran sind die Volksvertreter selber schuld: Sie reichen über hundert neue Vorstösse ein. Diese müssen nun von Bundesrat und Verwaltung bearbeitet werden, bevor sie in absehbarer Zeit wieder die Räte beschäftigen. So bewirken Sondersessionen das Gegenteil dessen, was sie bezwecken. Sie gehören abgeschafft. *Stefan Bühler*

## Chappatte



## Der externe Standpunkt

## Glück und Zufriedenheit muss man in der Schule lernen

Psychische Störungen gehören zu den häufigsten und teuersten Erkrankungen. Das lässt sich vermeiden. Die Schulen sollen Kinder in Selbstkompetenz unterrichten, schreibt Dietmar Hansch

Manches spricht dafür, dass psychische Störungen in unserer Gesellschaft zunehmen. Ganz sicher aber gehören sie zu den häufigsten, den einschränkendsten und insgesamt kostenintensivsten Erkrankungen überhaupt. Dazu kommt, dass sich auch ein Grossteil der psychisch Gesunden gestresst fühlt und nicht das Mass an Glück erlebt, das in den westlichen Wohlstandsländern eigentlich möglich wäre. Die Lösung liegt auf der Hand: Wir müssen die «Selbst- und Gesundheitskompetenz» entwickeln und fördern. Das geht am besten über ein eigenes Fach in der Schule.

Selbstkompetenz, also das meisterhafte Kennen, Beherrschen und Entwickeln der eigenen Funktionsmöglichkeiten, ist die wichtigste Schlüsselkompetenz. Ihre Steigerung wirkt sich in allen Lebensbereichen positiv aus. Auch in Sachen Glück - und das ist schliesslich unser wichtigstes Lebensziel! Ein Meditationskurs nebenbei reicht dafür keinesfalls aus. Der Erwerb wirklicher Selbstkompetenz, das erkennen wir in der Psychologie immer besser, ist schwierig. Damit er gelingt, braucht es viel Wissen und viel Übung.

Die psychologische Forschung der letzten 30 Jahre hat gezeigt: Unser steinzeitgeprägtes Unbewusstes passt nicht mehr in unsere moderne Lebenswelt. Es lässt uns eine Fülle von Fehlentscheidungen treffen, die wir im Nachhinein oft so rationalisieren, dass wir sie nicht einmal bemerken: Spätestens seit den Bestsellern von Rob Doherty («Die Kunst des klaren Denkens») sind die Ergebnisse der sogenannten Heuristics- und Biases-Forschung recht bekannt: Unsere Intuitionen beschreiben uns systematisch Denkfehler, insbesondere Fehleinschätzungen von Wahrscheinlichkeiten und Risiken. So lassen wir uns beispielsweise aus einer überzogenen Furcht vor kleinen Verlusten (die in der Steinzeit tatsächlich fatal sein konnten) oft grosse Gewinnchancen entgehen: Das Geld verbleibt auf dem sicheren Sparkonto,

obwohl die schwankenden Aktien langfristig mehr Gewinn abwerfen.

Weniger bekannt sind die Ergebnisse der modernen Evolutionspsychologie: Auch unsere genetisch geprägten Gefühlsmechanismen leiten uns in grundlegenden Verhaltensbereichen in die Irre: Im Essverhalten lassen sie uns zu oft zu Süssem und Fettigem greifen und fördern so Übergewicht. Sie beeinflussen die Partnerwahl ungut, indem wir uns zu sehr an Ausserlichkeiten orientieren. Stress bereitet auf Kampf oder Flucht vor - beim Lösen geistiger Probleme aber ist er hinderlich, weil er mental einengt. Und bei der Wahl unserer Lebensziele orientieren wir uns zu sehr an Luxus, Status und Macht. Die sogenannte Priming-Forschung wiederum zeigt, wie sehr unser Verhalten unbemerkt durch Aussenreize beeinflusst wird: Trinkt im TV jemand Alkohol, füllen auch wir unser Weinglas automatisch noch einmal auf.

All dies führt zu vielen Problemen, Konflikten und Stress. Und nun neigt unser

Gehirn leider sehr dazu, sich selbst verstärkende Teufelskreis-Mechanismen auszubilden, das heisst: Negative Gedanken und Gefühle schauen sich wechselseitig auf. So steigern wir uns in Extremzustände hinein, zum Beispiel in Panik oder Verzweiflung. Daraus können dann psychische Erkrankungen entstehen.

Vieles davon wäre vermeidbar. Denn unser heutiger Wissensschatz erlaubt uns eine neue Stufe der Selbsterkenntnis. Er ermöglicht das Erlernen einer besseren Selbststeuerung: Wenn wir die genannten und weitere Fehlverhalten erkennen und ihre Hintergründe verstehen, können wir im Alltag sensibel für sie werden. Wir können sie kritisch reflektieren und ihnen vernünftige Verhaltens- und Lebensprinzipien gegenüberstellen. Wir können entsprechende korrigierende Kompetenzen so gut einüben, dass sie quasi zu unserer zweiten Natur werden. Wir können gezielt innere, kulturgeprägte Glücksquellen entwickeln, die uns unabhängiger machen von den genetisch geprägten äusseren Glücksverheissungen: Wissenschaft, Literatur und Kunst statt Luxus, Ruhm und Macht.

Es gilt, alles für eine glückende Lebensgestaltung relevante Wissen zusammenzutragen und schlüssig in einem zentralen Schulfach zu integrieren - unter Einbezug angrenzender Themen wie Sozial-, Medien- und Gesundheitskompetenz. Unter Bezugnahme hierauf wären dann alle sich im Schulfach bietenden Gelegenheiten zu nutzen, um die vermittelten Kompetenzen praktisch einzubüben.

Erste Schritte in diese Richtung geht der deutsche Pädagoge Ernst Fritz-Schubert mit seinem Schulfach Glück. Auch in der Schweiz wurde es in einer ersten Schule eingeführt. Es handelt sich hierbei um die wichtigste Hebelmassnahme unserer Zeit - zum Wohl des Einzelnen wie zum Wohl der Gesellschaft. Und zu guter Letzt: Wir Psychotherapeuten müssten wohl deutlich weniger Überstunden machen.

## Dietmar Hansch



Dietmar Hansch, 57, ist Facharzt für Innere Medizin und Psychotherapeut mit Schwerpunkt Verhaltenstherapie. Seit 2014 leitet er den Schwerpunkt Angsterkrankungen an der Privatklinik Hohenegg in Mellen (ZH). Hansch ist Autor zahlreicher Artikel und Bücher zum Thema Selbstkompetenz und Selbsthilfe bei psychischen Erkrankungen.

## 49 Prozent

## Geht es ums Schnarchen, lügen die Frauen



Patrick Imhasly

Das akuteste Problem in den Schlafzimmern der westlichen Welt ist - das Schnarchen. Verschiedene Befragungen lassen vermuten, dass jede Nacht Abermillionen von Frauen und Männern durch das Sägen und Grunzen des Bettgenossen um ihren Schlaf gebracht werden. Die lautesten unter den Schnarchern bringen es auf 100 Dezibel, was dem Dröhnen eines Ghettobusters entspricht. Heerscharen von Menschen ziehen deshalb jeweils mitten in der Nacht aus den Schlafzimmern aus - Schnarcher, die aufs Sofa im Wohnzimmer verbannt werden, oder Schnarcher, die dorthin flüchten.

In seltenen Fällen kann das Schnarchen ein Anzeichen für eine ernsthafte Krankheit

sein, nämlich dann, wenn die Atmung wegen einer Schlafapnoe kurzzeitig aussetzt und es zu einem Sauerstoffmangel im Körper kommt. Meist ist es aber ganz einfach nur lästig - für die anderen -, wenn bei einem Schläfer die Spannung der Rachenmuskeln nachlässt und Gaumensegel sowie Zäpfchen im Atemwind munter zu flattern beginnen. Das eigentliche Problem in Sachen Schnarchen ist aber die Klärung der Schuldfrage. Sie vergiftet das friedliche Zusammenleben der Geschlechter in unserer Gesellschaft, denn seit langem gilt als ausgemacht: Schnarchen ist Männersache.

Männer sollen anfälliger für das Schnarchen sein als Frauen, so die gängige Vorstellung. Weil sie einen engeren Rachen und eine weichere Muskulatur haben; weil sie häufiger fettlebig sind, was den Rachen ebenfalls enger macht, und weil sie sich gern am Abend ein paar Bierchen gönnen, was die Rachenmuskeln später beim Schlafen noch stärker entspannt. Dumpfbackige Männer, die ihre Frauen Nacht für Nacht schnarchend malträtiert und davon nicht einmal etwas mitbekommen, weil ihr Gehirn das eigene Schnarchen ignoriert: ein schreckliches Mär-

nerbild, das aber, wie sich jetzt herausgestellt hat, grundlegend falsch und darum himmelschreiend ungerecht ist.

Israelische Forscher haben kürzlich eine Studie veröffentlicht, die zu einer wahrlich bemerkenswerten Erkenntnis gekommen ist: Frauen schnarchen nicht nur gleich häufig wie Männer, sondern auch ebenso laut. Der Clou der Studie: Während sich frühere Untersuchungen einzig auf die Befragung von Schnarcherinnen und Schnarchern verliessen, sind die Experten der Ben-Gurion-Universität auf Nummer sicher gegangen. Sie verglichen die Selbsteinschätzung von 1900 Frauen und Männern nach einer Nacht im Schlaflabor mit der Aufzeichnung ihrer Schnarchkonzerte.

Auch wenn sich Männer und Frauen beim Schnarchen in keiner Weise unterscheiden, so hat sich doch gezeigt, dass die Männer ehrlicher zu sich selbst sind und offener zu ihrer kleinen Schwäche stehen. In der Studie haben 93,1 Prozent der Männer erklärt, sie würden schnarchen, die objektive Überprüfung ergab, dass dies tatsächlich bei 92,6 Prozent der Männer der Fall war. Bei den Frauen hingegen ergab sich ein ganz anderes



Frauen schnarchen nicht nur gleich häufig wie Männer, sondern auch ebenso laut.

Bild: Nur 72 Prozent haben sich selbst als Schnarcherinnen gesehen, in Tat und Wahrheit schnarchten aber volle 88 Prozent von ihnen. Besonders bedenklich: Mehr als ein Drittel aller Frauen, die behaupteten, sie schnarchten nicht, taten dies gemäss den Forschern mit «starker» oder sogar «sehr starker» Intensität - das bedeutet: lauter als das Rattern eines Kühlschranks. Unter den Männern lag lediglich jeder Zehnte in seiner Selbsteinschätzung dermassen daneben.

Frauen wollen offensichtlich keine Schnarcherinnen sein. Das ist verständlich. Nur wäre es nett von ihnen, würden sie in den eigenen vier Wänden nicht stets ihre Männer für das Schnarchen verantwortlich machen. Aber wenn schon die Welt die Männer derart unfair behandelt, sorgt wenigstens die Natur für einen gewissen Ausgleich: Männer haben in der Regel einen tieferen Schlaf als Frauen und kriegen deshalb das Schnarchen ihrer Partnerin viel weniger mit.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».